



Klimageschichten.

Planet, Krise, Fiction

Kathrin Eitel (Hg.)



Gefördert von der Universität Zürich



Kathrin Eitel (Hg.)

Klimageschichten.

Planet, Krise, Fiction

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-96042-184-9

© edition assemblage

info@edition-assemblage.de | www.edition-assemblage.de

Umschlag und Illustrationen: Lea Berndorfer

Satz: Hannah C. Rosenblatt | edition assemblage

Druck: interpress | Printed in Hungary 2024

Eigentumsvorbehalt:

Dieses Buch bleibt Eigentum des Verlages, bis es der gefangenen Person direkt ausgehändigt wurde. Zur-Habe-Nahme ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts. Bei Nichtaushändigung ist es unter Mitteilung des Grundes zurückzusenden.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Kathrin Eitel	
Intro: Wissen, Macht, Klima	5
Anna Lena Bercht	
Was, wenn es nicht mehr nach Fisch riecht? . . .	20
Cornelia Ertl	
Regen-Wald-Wasser	45
Laura Otto	
Yo no se mañana	49
Christian Elster	
Wiener Wüste	59
Vera Benter und Salanieta Koro	
Der Wille zum Leben	67
Eileen Jahn	
Stromverweigerung	71
Tanja Ganzow	
Alte Männer und das Meer	74
Kathrin Eitel	
Stadtbeben	90
Autor:innenkollektiv	
Weißbartl –	
100 Jahre Klimarechnungshof	99

Intro: Wissen, Macht, Klima

Kathrin Eitel

Während in Baden-Württemberg und Bayern Menschen zurzeit ihre Keller möglicherweise zum ersten Mal in ihrem Leben vom Schlamm und Regen der letzten Tage räumen, kennt Hiên aus Vietnam solche Starkwetterereignisse nur zu gut. Wie oft hatte sie schon das geflieste Wohnzimmer ihres Elternhauses trocken geputzt. Wie oft brach sie dabei in Tränen aus, so anstrengend war es – körperlich wie physisch. „Es hat mich geprägt“, sagt sie heute. Und das in vielerlei Hinsicht. Nachdem die Familie mit Hilfe ihrer Nachbarn einen Abwassergraben um ihr Haus gebaut hatte, wurde es erträglicher. Über die Jahre haben die Menschen in Ho Chi Minh City gelernt, wie man ganz praktisch im Alltag auf Hochwasser reagiert. Auch, wenn internationale Organisationen immer wieder „neue“ Ideen einbringen – die Menschen vor Ort sind diejenigen, die die Auswirkungen des Klimawandels zu spüren bekommen und mit ihm leben. Jedes Jahr, jede Flut ein bisschen besser.

Süßwasserknappheit, Fluten, Trockenheit, Artensterben. Das sind nur Sammelbegriffe für einige der vom Klimawandel verursachten Effekte, die unseren Planeten und unser Leben betreffen. Dafür verantwortlich ist die Art und Weise, wie vor allem in Industrieländern Wirtschaft betrieben wird. Dabei sind ironischerweise die vom Klimawandel am stärksten Betroffenen in erster Linie nicht jene, die ihn maßgeblich antreiben. Dass Industrienationen signifikant mehr Schadstoffe ausstoßen und Meere, Atmosphären, aber auch Grund und Boden keine nationalen Grenzen kennen, ist sicherlich nicht neu. Die Auswirkungen jedoch werden zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten sichtbar. Das kann sowohl sehr „plötzlich“ passieren, beispielsweise wenn Erdbeben entstehen und dadurch Bewohner:innen betroffener Regionen ihre natürliche Lebensgrundlage entzogen wird. Klimaauswirkungen können sich aber auch schleichend bemerkbar machen.

Wenn Menschen und Tiere über Jahre hinweg zunehmender Hitze ausgesetzt sind, führt das zu gesundheitlichen Folgen, die erst später sichtbar werden: einem fischarmen See mit einer überhöhten Algenproduktion etwa oder einer Steigerung an Herzerkrankungen. Man spricht hier von langsamer Gewalt.

Um diesen Effekten etwas Einhalt zu bieten, werden internationale Verträge und transnationale Programme beschlossen oder Initiativen ins Leben gerufen, um die Resilienzfähigkeit einzelner Regionen oder ganzer Nationen zu stärken. Oder es werden lokale Policies erwirkt, die klare Ansagen darüber transportieren, wie mit den Effekten vor Ort umgegangen werden soll. Häufig geschieht dies top-down, also von einer (höheren) politischen Instanz hinab in die lokalen Gegebenheiten. Darüber hinaus werden marginalisierte Akteure des Globalen Südens bislang kaum in die Lösungsstrategien eingebunden, die mithilfe scheinbar alternativloser Tech-Fixes unsere Zukunft sichern sollen. Denn oft funktionieren diese entlang etablierter globaler Ungleichheitsstrukturen und Ein-/Ausschlussmechanismen.

Ein Unterfangen, das häufig nicht von langanhaltendem Erfolg gekrönt ist. Aber woran liegt das? Ist das Wissen, das „wir“ hier haben, denn das gleiche, das Menschen in Kambodscha, in der Türkei oder Paraguay haben? Kann man international vereinheitlichte, also universelle, Anpassungs- und Folgenminderungsstrategien einführen, nur weil der Klimawandel ein planetares Phänomen ist? Zahlreiche Studien aus den Sozial- und Geisteswissenschaften, allen voran den ethnologischen Disziplinen, haben aufgezeigt, dass eine Homogenisierung von Strategien katastrophale Auswirkungen hat – denn wenn an einem Ort etwas funktioniert, muss das noch lange nicht für einen anderen gelten. Was wir *wissen*, ist zentral für politische Entscheidungen und hat deswegen oft weitreichende Auswirkungen, zum Beispiel, wenn die EU im Rahmen des Klimagesetzes die Senkung der Netto-Treibhausemissionen auf Basis wissenschaftlicher Expertisen beschließt. Grund genug sich diesem Wissen vorsichtig zu nähern und nachzuschauen, wie es sich eigentlich konstruiert.

Das Climate-Fiction-Buch „Klimageschichten“ will einseitig gestricktes Wissen kontrastieren, indem es Geschichten aus anderen Perspektiven erzählt. Climate Fiction (auch Cli-Fi), das ist ein noch

relativ neues literarisches Genre. Angelehnt an den Begriff der Science Fiction werden Visionen zur planetaren Zukunft anhand von Geschichten entworfen. Diese spekulieren zu fernen oder nicht allzu fernen Klimazukünften. In ihnen bricht dystopisch die Apokalypse über uns herein oder sie entfalten ökotopische Hoffnungsschimmer für die Menschheit. Sie regen an, anders über unsere Zukunft und die damit verbundenen Verantwortlichkeiten nachzudenken. Welche Form der Solidarität wünschen wir uns? Welchen Aktivismus? Und wie? Die Geschichten in diesem Buch zeigen auf: Wir alle wissen Klimawandel unterschiedlich.

Klimawandel wissen

Was verursacht den Klimawandel? Klar: Treibhausgase, würde man wohl sagen. CO₂, Lachgas und Methan sind wohl die bekanntesten Treibhausgase, die jährlich in die Erdatmosphäre gelangen. Aber solche werden nicht nur „künstlich“ durch unsere Industrie erzeugt, sondern können auch beispielsweise durch den Niedergang von Permafrostböden oder Regenwäldern freigesetzt werden, sodass das lange bestehende atmosphärische Gleichgewicht droht zu „kippen“. Soweit, so gut. Aber es gibt auch andere Möglichkeiten zu antworten: Beispielsweise können Fluten als Effekt des Klimawandels auch einem Missmanagement von Gewässern zugeschrieben werden, oder man spricht von der ressourcenintensiven Wirtschaft westlicher Industrieländer. Gleiches gilt für die Frage nach dem Umgang mit diesen. Welches Wissen haben sich Menschen über den Umgang mit Trockenperioden in unterschiedlichen Regionen angeeignet und wie wird darauf geantwortet?

Was genau der Klimawandel verursacht, was unter ihm verstanden wird und vor allem wie mit seinen Auswirkungen umgegangen wird, ist *relational*. Denn die Definitionen und Handhabungen darüber unterscheiden sich stark – je nach dem wohin man schaut. Die Art und Weise, wie man klimainduzierten Umweltveränderungen begegnet – und wie man über sie kommuniziert –, ist abhängig von hiesigen Praktiken und Gepflogenheiten.

In der Regel finden lokale Perspektiven aus anderen Orten der Erde jedoch keinen oder nur sehr begrenzt Eingang in den deutschsprachigen und allgemein im Globalen Norden zirkulierenden Diskurs. Wissen über den Klimawandel und den Umgang mit diesem ist hegemonial definiert – sprich: *Was* Klimawandel ist, wird vor allem von wenigen Akteuren wie Staaten definiert, die sowieso schon in Machtpositionen sitzen. Natürlich könnte man nun behaupten, dass es eben jene Staaten sind, in deren Besitz sich technologisch und wissenschaftlich das am besten geeignete Werkzeug befindet. Eine berechnete Position – wenn man denn davon ausgehen könnte, dass das Wissen über den Klimawandel objektiv produziert wird und universell gültig ist. Das aber wäre zu kurz gedacht. Aber was meine ich damit?

Gibt es Objektivität?

Objektivität im Sinne einer neutralen und universell gültigen Perspektive ist etwas, das es in Bezug auf den Klimawandel nicht geben kann. Wichtig ist zunächst festzuhalten, dass durch diese Aussage nicht die Erkenntnisfähigkeit der wissenschaftlichen Methode bestritten werden soll. Vielmehr haben qualitativ und ethnographisch erhobene Forschungen, insbesondere aus den ethnologischen Disziplinen oder aus dem Forschungsfeld der sogenannten Science and Technology Studies (STS), aufgezeigt, dass Wissen sich aus unterschiedlichen Aspekten zusammensetzt und deswegen relational, also unterschiedlich, verstanden wird. Beispielsweise soll nicht in Frage gestellt werden, dass die Sättigung der Atmosphäre mit Kohlenstoffdioxid über einen bestimmten Punkt hinaus den Planeten erwärmt. Aber der Kontext bestimmt, was wir wissen. Wo entsteht das CO₂? Wer ist dafür verantwortlich? Gibt es ein Problem? Und falls ja – wie können wir es beheben? Diese Fragen öffnen einen sehr viel komplexeren Wissensraum, der nicht für alle gleichermaßen zugänglich ist und dessen Datenpunkte nicht für alle das gleiche bedeuten. Die Managerin eines Erdölkonzerns wird die „Sachlage“ sicherlich anders deuten als der Mitarbeiter eines Tourismus- oder Fischereiverbands auf den Malediven.

Um herauszufinden, wie Wissen konkret verortet wird, müssen wir uns an die Plätze begeben, an denen es produziert wird – um im

Beispiel zu bleiben, an die maledivische Küste oder in die Chefetage des Ölkonzerns. Dieses „Sich-in-die-Räume-Begeben“, um mehr über tatsächlich gelebte (Wissens-)Kulturen herauszufinden, und das mit wissenschaftlichem Anspruch festzuhalten, kann als „ethnographische Methode“ bezeichnet werden. *Ethnographisch* bezeichnet dabei eine in den ethnologischen Disziplinen verwendete Forschungsmethode, die ein nahes, dichtes und häufig langes Forschen impliziert. Standardisierte Fragenbogen oder statistische Modelle sind dabei ebenso abwesend wie andere quantitative Erhebungsmethoden. Vielmehr wird versucht teilnehmend zu beobachten, mit dabei zu sein und „von-innen-heraus“ zu verstehen.

Forschungen in diesem Bereich haben also herausgefunden, das Wissen relational ist und das dieses bestimmt wird etwa durch einen kulturellen Background, Erfahrungswerte, Expertise, gesellschaftliche Stellung oder Zugang zu Bildung und Ressourcen. Gerade Forschungen aus der STS, bzw. den laboratory studies, deren Resultat das Forschungsfeld ist, haben (natur)wissenschaftliches Wissen auf seine Produktionsverhältnisse hin untersucht. Konkret wurde das Labor zum Forschungsfeld und Naturwissenschaftler:innen zum Forschungsobjekt. Man schaute sich explizit an, wie Wissen überhaupt entsteht, welche Entscheidungen, Technologien und alltäglichen Praktiken hierbei eine Rolle spielen und welche Machtverhältnisse in solche Prozesse „eingeschrieben“ sind. Die Grundannahme: Wissenschaften unterliegen bestimmten Strukturen (sogenannte *Episteme*), die unsichtbar und oft unreflektiert bestimmen, wie Wissen produziert wird, beispielsweise entlang von Geschlechter-Dichotomien, Natur-Kultur-Einteilungen oder sonstigen Klassifikationsmechanismen. Dieser Gewalt der Episteme lässt sich nur auf die Spur kommen, wenn man Wissen als Resultat sozialer Realitäten versteht. Heute wird auch außerhalb des „Labors“ geforscht; ein Interesse daran, „Expertisen“ zu dekonstruieren, ist jedoch immer noch vielen STS-Forschungen gemein.

Situiert verstehen

Wie ich mich selbst identifiziere und geschlechtlich definiere, welchen sozialen Gruppen und Ethnien ich angehöre, hat ebenfalls Einfluss

darauf, wie und was wir wissen – also zum Beispiel auf das, was wir unter Klimawandel verstehen und wie wir denken, damit am besten umgehen zu können. Bekannte feministische Forscher:innen wie Judith Butler beispielsweise konnten aufzeigen, dass Diskurse (also auch über Klimawandel) immer einer heterosexuellen Matrix unterliegen, die Vorstellungen von Geschlecht, Körpern und Subjekten als entweder weiblich oder männlich hervorbringen. Die Art und Weise, wie wir über etwas nachdenken und entsprechend handeln, ist stark von heteronormativen Mustern geprägt, beispielsweise wenn wir an Katastrophenhelfer als vornehmlich männliche Personen denken oder Natur als weiblich verstehen. Das hat zur Folge, dass Geschlechterrollen unhinterfragt mit spezifischen Eigenschaften verbunden werden: der männliche Katastrophenhelfer als mutig und stark; jemand also, der die Welt vom Klimawandel „retten“ kann. Das wiederum prägt den gesellschaftlichen Diskurs darüber, wie mit dem Klimawandel umgegangen werden soll (stark, „hart“, usw.).

Neben Diskursen und ihrer eingeschriebenen Matrix, schaffen aber auch nicht so augenscheinliche Dinge wie Infrastrukturen oder digitale Technologien „materielle“ Realitäten, die unser Tun und Denken beeinflussen. Zum Beispiel sind Megatechnologie-Projekte wie Dämme durch konkrete Vorstellungen davon geprägt, wie am besten mit Hochwasser umgegangen werden soll. Als Techno-Fix lässt so ein Damm kaum Spielraum für andere Lebensrealitäten und Umgangsweisen. Zudem handelt es sich häufig um Prestigeprojekte, die als Aushängeschild für fortschrittliche, moderne Gesellschaften stehen sollen, die den Herausforderungen einer Klimakrise gewachsen sind und deren Templates häufig im Globalen Norden entworfen worden sind. Es ist letztendlich intransparent und schwer nachvollziehbar, welches Wissen von wem stammt und wie es in die Entwürfe fleißiger Ingenieur:innen sowie in die Diskussionen mit staatlichen und finanzstarken Akteuren eingeflossen ist. Es lässt sich schlecht an den harten Betonmauern einer Staumauer ablesen.

Jedoch wirken diese Staumauern in Lebensrealitäten ein: Es verändert sich die Wasser- und Energieverfügbarkeit, eventuell werden auch Menschen vertrieben, Flora und Fauna beeinträchtigt, beispielsweise wenn Fischer:innen der Zugang zu anderen Gewässern verbaut

wird oder Subsistenzwirtschaften zerstört werden. Als Fingerzeig auf die Zukunft repräsentieren sie zudem Visionen über das Leben auf unserem Planeten. Alternative Perspektiven zum Klimawandel finden selten Eingang in diese dominanten Visionen.

Umso wichtiger ist es Wissen als relational zu begreifen und, um mit Donna J. Haraway weiterzugehen, es *situativ* zu verorten. Wissen ist demnach immer situativ, weil es an Kontext, Kultur und Geschichte gebunden ist. Damit stellt auch sie sich gegen die Universalität von Wissen und die damit einhergehenden gewaltvollen Übernahmen anderer Wahrheiten, wie beispielsweise die indigener, queerer oder weiblicher Menschen und Gruppen. Sie schlägt vor, eine „feministische Objektivität“ einzuführen, die über das Dilemma von „subjektiv“ und „objektiv“ hinausgeht und Wissen als immer situiert und von Macht durchdrungen versteht. Wissen ist also niemals nur rein objektiv, weil immer relational, und niemals rein subjektiv, weil es bspw. an gemeinsame Erfahrungshorizonte und kollektive Identitäten geknüpft ist. Was Hiên über den Klimawandel weiß, rührt daher, wie sie ihn in Form von Fluten bei sich zuhause und in ihrer Nachbarschaft erfahren hat. Wie darüber gesprochen, gelacht und verhandelt wird, wie die Fluten alltäglich werden und vielleicht nicht mehr erwähnenswert, eingebettet in ein kollektives kosmologisches Verständnis vom Mond, der die Geschicke der Menschen bestimmt. Feministische Objektivität nimmt diese Kontextualisierungen ernst und fordert uns dazu auf, auf die Vielstimmigkeit von Wissen zu achten.

Aber was bedeutet das nun konkret hinsichtlich klimarelevanter Entschlüsse, die beispielsweise in transnationalen politischen Gremien getroffen werden (müssen)? Ob nun Dämme, Diskurse oder gewaltvolle Episteme: Sie alle geben vor, wie wir Klimawandel verstehen und denken. Und trotzdem ist „objektiviertes“ naturwissenschaftliches Wissen über den Klimawandel und den Umgang damit nicht „falsch“. Es ist eben nur eine Seite der Medaille, und eine sehr prominente. Dass der Klimawandel aber stattfindet, ist ebenso unangefochten. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass es auch intersubjektiv gültiges Wissen gibt, das Teil anderer Wissenswelten ist und auf dessen Grundlage man sich verständigen kann. „Grenzobjekte“ nennen Susan L. Star und James R. Griesemer solches Wissen. Wissen ist zwar unterschiedlich,

aber es gibt eine Minimaldefinition, mit der über Grenzen hinweg gearbeitet werden kann. Dieses Konzept mag erläutern, warum man sich global trotzdem über den Klimawandel verständigen kann, sprich darüber diskutieren, sprechen, streiten kann und letztendlich sogar Entscheidungen dazu fallen – niemals gleichwertig, sondern immer in Fließrichtung von Machtgefällen. Denn Wissen, um nochmal auf Haraway zurückzukommen, ist Macht.

Ein gutes Beispiel für tiefgreifende Machtstrukturen sind die Klimakonferenzen der Vereinten Nationen (COP), die sich als transnationale politische Plattform bewährt haben, um „gemeinsame“ Antworten auf den Klimawandel zu finden. Seit nun einigen Jahren sind neben staatlichen Akteuren auch zahlreiche Vertreter:innen von NGOs und indigene Akteure vertreten. Insbesondere die lokalen Spezifika des Klimawandels und der Umgang mit diesem sollen von diesen Akteuren repräsentiert und erläutert werden. In der Theorie scheint das ein guter – und wie ich finde auch folgerichtiger – Gedanke zu sein; in der Umsetzung scheitert es zu großen Teilen, und zwar nicht, weil in diesem Fall der gute Wille fehlt, sondern weil Entscheidungsprozesse, wie sie in solch großen Gremien stattfinden, historisch bedingt entlang von häufig unreflektierten Machtasymmetrien funktionieren. Zum einen ist da prinzipiell eine Hemmschwelle, wenn es darum geht, wer überhaupt in solchen Entscheidungsarenen zugelassen wird. Denn selbst diejenigen, die eingeladen werden, gehören in ihrer eigenen Gesellschaft oft einer Elite an, aus deren Perspektive sie berichten (das gilt außerdem für alle Konferenzteilnehmenden).

Obwohl in der Zwischenzeit ersucht wird, eine Vielzahl an verschiedenen Sprachen zuzulassen, ist die Verkehrssprache Englisch. Selbst wenn wir den kolonialen Hintergrund, mit dem diese Sprache zu zirkulieren begann, außen vorlassen, prägt Sprache Denkmuster. Wenn zwei an Trockenheit denken, sieht es für beide unterschiedlich aus. Das Kommunizieren in einer anderen Sprache als der Muttersprache (oder gar lediglich über Dolmetscher:innen) verzerrt die Wahrnehmung und der*die Sprechende fügt sich den Strukturen und Konnotationen der Verkehrssprache. So verbleibt vieles von dem, was gesagt werden sollte, ungewollt ungesagt. Mehr noch: (Inter-)Subjektives, kulturell bedingtes und an spezifische Umwelten geknüpftes Wissen wird auf ein Minimum

an Erfahrungen reduziert und das nicht nur, weil die Verkehrssprache dies bedingt, sondern auch aufgrund struktureller Gegebenheiten, beispielsweise die Knappheit der Redezeit oder des offenen Austauschs. In einer Umgebung, in der innerhalb weniger Tage zielorientiert gearbeitet wird, gibt es selten Raum für Weiteres oder grundsätzlich Abweichendes. Verschiedene Interpretationen über den Umgang mit dem Klimawandel können nicht gleichwertig nebeneinanderstehen, weil Kommunikation an sich schon nicht gleichwertig verläuft. Die Auswirkungen solcher „Whitesplainings“ sind postkolonial, das heißt, sie verfestigen globale, aber auch geschlechterspezifische Ungleichheitsstrukturen. Der COP einem kritischen Augenmerk zu unterziehen, hilft bei der Entromantisierung politischer Megaevents, in denen Essentialismus und Reduktionismus per se nicht vorzubeugen sind; jedoch gibt es eine ganze Reihe an noch viel weniger reflektierten Konferenzen, in deren Lichte die COP ein einziger Hoffnungsschimmer am internationalen Horizont ist. In jedem Fall haben wir durch die COP gelernt, dass eine Vielfalt an verschiedenen Stimmen die Grundlage (nämlich das Wissen als Grenzobjekt), auf der Entscheidungen getroffen werden, ebenfalls diverser macht.

Ethnographische Cli-Fi

Wie können also andere Perspektiven in einen ungleich formierten globalen Diskurs um Klimawandel eingebracht werden? Wie viele andere Ethnograph:innen bin ich überzeugt, dass gerade ethnographische Forschungen einen Unterschied machen können, indem sie von zum Teil langjährigen Forschungen in diesem Bereich erzählen.

Dabei verblieben ethnographische Erkenntnisse bis in die 70er Jahre mit wenigen Ausnahmen im Elfenbeinturm der Wissenschaft. Im besten Fall wurden sie in Form von Artefakten in sogenannten „Völkerkundemuseen“ ausgestellt. Unter Begriffen der „Public Anthropology“ bzw. „Engaged Anthropology“ versuchten Ethnograph:innen im Nachklang der s.g. Writing-Culture-Debatte, Farbe zu bekennen und beispielsweise politisch-aktiv bei Rohstoffkonflikten zwischen Großkonzernen und indigenen Gemeinschaften mitzuwirken und ihre Erkenntnisse auch einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Kein leichtes Unterfangen für eine Wissenschaft, die sich immer um Neutralität bemüht hatte, um den akademischen Grundpfeilern gerecht werden zu können: Universalität, Objektivität und Nachvollziehbarkeit. Spätestens bei den beiden Pfeilern Universalität und Objektivität hätten ethnographische Erkenntnisse als „nicht-wissenschaftlich“ deklariert werden müssen. Denn das Herz einer jeden ethnographischen Praxis ist die Relativität, das Einnehmen anderer Perspektiven und das Hervorheben (inter-)subjektiver, differenter Weltansichten. Nur um das noch kurz zum Abschluss zu bringen: Die Writing-Culture-Debatte sorgte in dieser Hinsicht für einen Emanzipationsschub der Ethnologie, indem sie die eigene Forschungspraxis reflektierte und sich – endlich – im Wissenschaftsgefüge positionierte: in der Bandbreite des Wissenschaftsverständnisses quasi am anderen Ende.

Es sind genau diese Einsichten, die wertvoll sind, um Alternativen zum normativ geprägten Verständnis vom Umgang mit dem Klimawandel entfalten zu können. Neben zahlreichen gemeinsam initiierten Unterfangen, in denen Ethnograph:innen und lokale Akteure zusammen um eine Darstellung ihrer Welt(en) bemüht sind, ist das Bedürfnis, jene Einsichten auch einem nicht (nur) wissenschaftlichen Publikum näher zu bringen, wieder neu aufgelodert. Ob in Form von Graphic Novels, Ausstellungen und Performances oder Clips und Filmen – die Verteilung ethnographischer Erkenntnisse wird definitiv dem Zeitgeist angepasst und neu erfunden. Anknüpfend an die Forderung feministischer Autor:innen, andere Geschichten zu erzählen, möchte dieses Buch Climate Fiction ethnographisch erweitern und alternative Realitäten aufzeigen.

In diesem Zusammenhang ist es von besonderer Bedeutung, Climate Fiction auch im deutschsprachigen Raum zu publizieren. Die seit einigen Jahren insbesondere auf dem US-Markt präsenten Geschichten, die sich fiktiv mit dem Klimawandel auseinandersetzen, sind hier mit wenigen Ausnahmen wie die Bücher von Maja Lunde, die ins Deutsche übersetzt worden sind, oder Werke von Autor:innen wie Wolf Harlander oder Jonathan Franzen, kaum bekannt. Kurzgeschichten, die Resultat qualitativer und ethnographischer Datenerhebungen sind, fehlen gänzlich in der deutschen Literaturszene.

Ebenso wie Science-Fiction wissenschaftliche Erkenntnisse in zukünftige Realitäten übersetzt und aus multiplen Zukünften Vision und Mahnung zu uns Gegenwärtigen zurückschickt, so fragmentiert auch Climate Fiction, was gemeingesellschaftlich unter dem Klimawandel verstanden wird. In der Regel fließt hier jedoch naturwissenschaftliches Wissen ein. Gerade im Science Fiction Bereich ist auch ein anthropologischer Einfluss zu verzeichnen, beispielsweise bei Ursula K. Le Guin, Michael Bishop, Joanna Russ, Ian Watson, oder Chad Oliver. Dieses Buch will den Bereich Cli-Fi erweitern, indem es seine Geschichten mehr oder weniger spekulativ auf ethnographischen Zugängen und entsprechendem Wissen aufbaut – ethnographisches Cli-Fi, wenn man so möchte. Wissenschaftliche Praxis und künstlerisches Schreiben verbinden sich hier in Erzählungen, die empirisch inspirierte Einblicke in ganz unterschiedliche Anpassungs- und Überlebensstrategien geben und zu einer feministischen Objektivität beitragen. Sie erzählen uns von anderen Realitäten und spekulativen Zukünften, die den vorherrschenden Klimakapitalismus und sein Bild eines nur mit technologischen Mitteln zu bekämpfenden Klimawandels in Frage stellen.

Die Geschichten

Dieses Buch umfasst Klimageschichten aus vielfältigen Perspektiven. Darunter finden sich längere Geschichten und Flash Fiction, mal mit Visualisierungen wie Fotos, mal ohne. Auch der Grad an Fiktionalität ist unterschiedlich hoch.

In **„Was, wenn es nicht mehr nach Fisch riecht?“** verleiht Anna Lena Brecht Juna, einer jungen Ethnographin, eine Stimme und schickt sie in die Fischerhütten der norwegischen Lofoten, wo sie von den Fischern Bjørn, Ivar und Magnus in die Welt des frischen Kabeljaus und des Stockfischfangs eingeführt wird und von ihnen lernt, was es bedeutet, dem Klimawandel als „marine cowboys“ zu begegnen, die auch Angst zulassen können.

Der Klimawandel heizt den Planeten an, was zu Bränden führen kann, die, wie in Cornelia Ertls Erzählung **„Regen-Wald-Wasser“**, im peruanischen Amazonasgebiet leicht außer Kontrolle geraten können. Erschwerend zu den Auswirkungen des Klimawandels

hinzu kommen illegale Regenwaldabholzungen und ökonomische Unsicherheiten, mangelnder Strom oder fehlender Zugang zu fließendem Wasser. Sara Cristina, João und Pedro sehen es pragmatisch und packen mit an, indem sie kleine Wasserquellen schützen oder beim Löschen der Feuer helfen. Von der lokalen und internationalen Politik erwarten sie nicht viel.

Dass der Klimawandel nicht nur die Produktion von Sargasso-Algen an Mexikos Küste anheizt, sondern anhaltende Trockenheit auch die Mangopflanzungen verwaisen lässt, spüren Carmelita und die Küstenforscherin Soledad Flores in „**Yo no sé mañana**“. Dabei ist der Titel „Ich weiß nicht, was morgen ist“ Leitthema sowohl für klimabedingte Migrationsbewegungen als auch für die Protagonistinnen: Soledad, die an einer selbstattestierten Ökolog:innendepression leidet, die sich entlang honigsüßer Ataulfo-Mangos und nach Schwefel und fauligen Eiern riechenden Algen entfaltet, und Carmelita, die auf der Mangopflanzung auf Kindheitserinnerungen stößt.

In der „**Wiener Wüste**“ gibt es Wasserprobleme. Christian Elster blickt durch die Augen der pensionierten Lisi auf den einst so wasserreichen Neusiedler See und fühlt mit ihr, wenn sie erzählt, wie sehr sie der Rückgang des Pegelstandes schmerzt. Obwohl alle am See hoffen, dass es künftig wieder mehr Niederschläge geben wird, stellen sich die Bewohner:innen langsam darauf ein: Hannes, der Chef der Segelschule etwa, der Hotelwirt Michael oder Bauer Walter. Wird Lisi dem geliebten See den Rücken kehren?

Mit Sala wandeln wir durch einen zerstörten Mangrovenwald auf Fidschi. Die Klimaaktivistin erzählt von Umsiedlungen, von einem untergegangenen Friedhof und wie wunderbar Mangroven all die vom Klimawandel verursachten Probleme ausgleichen könnten. Ihre Devise: „Erst wenn ich selbst aktiv geworden bin, kann ich für etwas predigen“ – und der Titel der Geschichte „**Der Wille zum Leben**“ von Vera Benter und Salanieta Koro ist entsprechend für ihre Motivation. Durch ein Aufforstungsprojekt will sie fröhliche Mangroven schaffen.

Die regelmäßigen Stromausfälle, die durch das marode südafrikanische Staatsunternehmen für Elektrizität verursacht werden, sorgen höchstens für Ärger, aber schon lange nicht mehr für echte Irritation. Backup-Stromversorgungen wie Solaranlagen oder Dieselgeneratoren bringen

Spannung in die Stadt. „**Stromverweigerung**“ nennt das Eileen Jahn. Das Unbehagen jedoch kann das immerwährende, elektrisch-rhythmisch klickende Summen der Stadt nicht beruhigen – ganz im Gegenteil.

Von einer unbehaglich tickenden Stadt hinaus an die spanische Küste in die Hafenstadt Águilas. In dieser lauscht der Fischer Manolo den Wellen und nimmt uns mit seiner ruhigen Stimme in seine Kindheitstage mit, in seine Erfahrungswelt als Fischer. Dabei zeigt er uns, was es bedeutet, diesen Beruf heute auszuüben. In „**Alte Männer und das Meer**“ gibt Tanja Ganzow Einblicke in das Dilemma technologisierter Fischerboote, romantisierten Plänen von EU-Politiker:innen, die sich ein Naturschutzgebiet wünschen, und in die Solidarität zwischen Fischern.

In meiner Geschichte „**Stadtbeben**“ folgen wir May, die den Klimawandel der Zukunft nicht nur von außen wahrnimmt, sondern ihn auch verkörpert. Die apokalyptische Vision einer untergehenden Stadt, die Getrenntheit von ihrer Tochter und die Verantwortung, die auf ihr als Abwasseringenieurin liegt, welche das marode Kanalsystem gegen Fluten wieder fit machen soll, lassen ihre Welt aus den Fugen geraten.

Eine in die Zukunft gespielte Multi-Spezies-Perspektive gönnt uns ein pensionierter Fisch, der von 2051-2080 einst den Kommunikationsbereich des Klimarechnungshofs geleitet hat. In „**Weißbartl – 100 Jahre Klimarechnungshof**“ reisen wir zurück in die Anfangszeit jenes Klimarechnungshofs, in der der Wels erstmals zur Sondierung der Sachlage um den Bau der Linzer Eisenbahnbrücke konsultiert wird. Als Repräsentant der Fische lässt es sich der Wels nicht nehmen, genügend zu irritieren, indem er ganz andere Perspektiven in die Klimadebatte mit einbringt. Am Ende arrangiert er sich sogar mit den „Ufer-Tieren“, zu denen für ihn auch die Menschen gehören. Den Bau der Brücke konnte er trotzdem nicht verhindern.

Die letzte Geschichte möchte ich auch zum Anlass nehmen, ein Schlusswort zu formulieren, denn was der Klimarechnungshof an Schlaglichtern für eine Zukunft aufwirft, ist nicht ganz so fern, wie es im Text zunächst anklingen mag. Die politische Institution, in der auch andere Spezies vertreten sind, und die vorausschauend agieren soll, um Klimaschutzmaßnahmen bewerten und kontrollieren zu können, zeigt Ideen davon auf, was in Zukunft für den Umgang mit dem Klimawandel wichtig sein könnte.

Im besten Fall wird die enge Verzweigung zwischen Mensch und Nicht-Mensch als neuer Modus Operandi wegweisend sein, um Verantwortung mit Solidarität jenseits des Menschen begreifen zu können und entlang des Klimawandels neue Umgangsweisen mit Natur, Ressourcen und uns selbst zu finden. Diese Vision hebt hervor, dass wir als globale Gemeinschaft lernen müssen, interspezifische Kooperationen und Perspektiven in unsere Entscheidungsprozesse zu integrieren. Es ist eine Erinnerung daran, dass wir nicht allein auf diesem Planeten sind und dass unser Handeln tiefgreifende Auswirkungen auf alle Lebensformen hat. Sie fordert uns auf, uns mit den komplexen Zusammenhängen zwischen Mensch und Natur auseinanderzusetzen und eine tiefere Wertschätzung für die vielfältigen Lebensformen auf unserem Planeten zu entwickeln. Die Geschichten in diesem Buch sollen einen Anstoß dafür bieten.

Wo kann ich weiterlesen?

Ihr seid jetzt neugierig geworden und wollt mehr über ethnographische Klimaforschungen an der Schnittstelle zu den Science and Technology Studies erfahren? Dann empfehle ich euch folgende Seiten:

- ▶ Arbeitsgruppe Umweltethnologie: <http://www.umweltethnologie.com> (eine AG der Fachgesellschaft der DGSKA)
- ▶ Handbuch „Umweltethnologie“ von Kathrin Eitel und Carsten Wergin (2025, Springer Verlag).
- ▶ Handbuch „[Environmental Anthropology](#)“ von Michael Bollig und Franz Krause (2023, UTB Verlag).
- ▶ Schriftenreihe „[UmweltEthnologie](#)“ (transcript Verlag)

Und gibt es noch andere ethnographisch-inspirierte Geschichten vom Klima? Natürlich! Hier eine kleine Auswahl:

- ▶ [Forecasts: A Story of Weather and Finance at the Edge of Disaster](#) von Caroline E. Schuster (2023, University of Toronto)
- ▶ [Everyday Stories of Climate Change](#) von Gemma Sou Adeeba Nuraina Risha Gina Ziervogel (2022, UNDRR)
- ▶ [Deltawelten / Delta Worlds. Leben zwischen Land und Wasser / Life between Land and Water](#), hrsg. von DELTA Projekt Uni Köln (2021, Reimer Verlag).